

Magdalena Marszałek

## Sich selbst übersetzen: Eva Hoffmans “Lost in Translation” (1989) – gelesen in der Ära nomadischer Literatur

**Abstract:** This essay is a reading of the autobiographical book *Lost in Translation. A Life in a New Language* (1989) by Eva Hoffman in the context of current discussions of migrant and transcultural literature. The concept of self-translation in Hoffman’s prose goes far beyond the translational meaning of the term and focuses on the process of language change as an existential transformation. As Hoffman puts it, a self-translation (translation of the self) is necessary in order to no longer have to translate. For Hoffman, this process is inextricably linked to writing. Hoffman’s book came out at a historical turning point, after which questions of migration and mobility would enter a new dimension and produce literature that no longer fits into the paradigm of writing in exile. Hoffman later reflects on this in her essays.

**Keywords:** self-translation, migration, autobiography

### 1. Selbstübersetzung

Um nicht mehr übersetzen zu müssen, muss man sich selbst übersetzen. Diese etwas paradoxe Erkenntnis liegt dem autobiographischen Buch *Lost in Translation. A Life in a New Language* von Eva Hoffman zugrunde. Man muss nicht mehr übersetzen – aus einer Sprache in die andere, aus der ersten in die zweite –, wenn man sich selbst erfolgreich übersetzt hat, d. h. wenn die neue Sprache die Psyche und den Körper ‚bewohnt‘. Das im Jahre 1989 in New York erschienene Debütbuch Hoffmans hat jenen dramatischen Prozess zum Thema, für den der Begriff ‚Selbstübersetzung‘ gleichermaßen zutreffend wie irreführend ist.

Zutreffend ist der Begriff, wenn ‚Selbstübersetzung‘ (oder besser: Selbst-Übersetzung) in der existenziellen Dimension der mit dem Sprachwechsel

verbundenen Identitätsoperationen metaphorisch bezeichnet. Zugleich ist er irreführend, denn unter ‚Selbstübersetzung‘ verstehen wir üblicherweise einen spezifischen Fall translatorischer Praxis, bei dem der Autor und der Übersetzer (die Autorin und die Übersetzerin) eines Textes dieselbe Person ist: in der Regel bilingual oder mehrsprachig, oft mit Migrationserfahrung. Die Transferleistung solcher Selbstübersetzungen ist zu einer spannenden Forschungsfrage geworden (vgl. u. a. Willer/Keller 2020). In ihrem Fokus steht vor allem die neue ‚transkulturelle‘ Literatur einer globalisierten Welt, die aber auch für historische Formen des Schreibens zwischen den Sprachen neugierig macht – sei es im multiethnischen imperialen Mittel- und Osteuropa, sei es im Exil oder in der Diaspora.

Doch selten ist eine Selbstübersetzung eine translatorische Tätigkeit wie jede andere, d. h. eine ‚reine‘ Textarbeit, denn die Selbstübersetzung ist immer auch eine Selbst-Praxis, eingebettet in den sozialen Kontext des Agierens in verschiedenen Adressatenkreisen, dazu nicht selten verbunden mit Zwängen einer unfreiwilligen – oder aber auch freiwilligen – Migration. Bekanntlich verfügen die Selbstübersetzer über mehr Freiheit im Umgang mit dem eigenen Text, den sie selbst in eine andere Sprache übertragen, als Übersetzer, die sich mit Texten Anderer befassen. Im Falle einer Selbstübersetzung kann sich die Autorschaft über das Gebot translatorischer Treue problemlos hinwegsetzen. Die Prinzipien von Autorschaft und Translation wirken bei der Selbstübersetzung zusammen: sie überlagern sich, unterstützend oder aber konkurrierend, und eröffnen dabei einen Raum für auktoriale Ich-Operationen. So sind die Selbstübersetzung und die Selbst-Übersetzung durch viele Fäden, wenn auch nicht immer sichtbar, miteinander verbunden.

Ein paar Beispiele aus dem literarischen Feld osteuropäisch-jüdischer Literaturen verdeutlichen das Spektrum möglicher Verschränkungen von Selbstübersetzung und Autorschaft: Die Übersetzung der jiddischen Prosa von Isaac Bashevis Singer ins Amerikanische, ein kollektives, v. a. familiäres Unternehmen, an dem der Autor als Co-Übersetzer beteiligt war, stellte nicht zuletzt auch ein massives *re-writing* dar, ein Umschreiben, welches an das amerikanische, in die Nuancen der Kabbala oder des polnisch-jüdischen Zusammenlebens vor dem Krieg nicht eingeweihtes Publikum gerichtet war (Wiegand 2020). Paradoxerweise verdanken Bashevis Singer und die jiddische Literatur dieser semantischen Verarmung den Nobelpreis. Bashevis Singer, *lost in America* (wie der letzte Teil seiner Autobiographie heißt), konnte aufgrund

seiner von ihm selbst thematisierten ‚chronischen‘ Einsprachigkeit bei der Übersetzung aus dem Jiddischen lediglich mitwirken, wenn auch autoritativ.

Mehrsprachigkeit korreliert nicht zuletzt mit dem Zugang zur Bildung. Im Vergleich zu Singer hatten multilinguale jüdische Autor:innen im östlichen Europa mehr Spielraum für Selbstübersetzungsprojekte. Im Fall von Debora Vogel, die in Galizien Polnisch und Deutsch aufwuchs, war die Entscheidung fürs Jiddische als ihre literarische Hauptsprache, die sie erst im Erwachsenenalter erlernte, ein ästhetisches und ideologisches Bekenntnis, eine Selbstbestimmung als jüdische (jiddische) und nicht polnische Avantgarde-Künstlerin. In ihrem literarischen und publizistischen Werk pendelte sie trotzdem zwischen den beiden Sprachen (Polnisch und Jiddisch). Etwas früher entschied sich die noch im 19. Jahrhundert im russischen Reich geborene Dvora Baron, nach einem Debüt auf Jiddisch, für den Wechsel ins Hebräische, von der Muttersprache (*mame lošn*) in die Vatersprache, und wurde so zur weiblichen Pionierin der hebräischen Literatur in Osteuropa und später in Palästina.<sup>1</sup> Sprachwechsel und somit Selbstübersetzung sowohl im linguistischen als auch im existenziellen, aber auch politischen Sinne waren vielmehr die Regel als Ausnahme in der mehrsprachigen osteuropäischen Diaspora. Schreiben zwischen den Sprachen – ob im historischen multilingualen Kontext, ob in der ‚transkulturellen‘ Literatur der Gegenwart – schließt Übersetzungsprozesse mit ein und somit auch Selbstübersetzungspraktiken, bei denen sich die Wahl der Sprache mit Identitätsdiskursen, politischen Bekenntnissen, ästhetischen Vorlieben etc. aufs Engste verbindet.

In der Forschung zur Selbstübersetzung ist beim Schreiben zwischen zwei (oder gar mehreren) Sprachen auch von Übersetzung ohne Original die Rede. Sigrid Weigels Plädoyer für ein solches Verständnis des Pendelns zwischen den Sprachen im Schreiben schließt Überlegungen zur Nachträglichkeit des Übersetzens gegenüber dem Akt des Schreibens (in einer *anderen* Sprache) mit ein (Weigel 2021). Das Konzept der Selbst-Übersetzung, wie Eva Hoffman es in ihrer englischsprachigen Autobiographie thematisiert und vorführt, weist jedoch noch in eine andere Richtung: Das Sich-selbst-übersetzen geht dem literarischen Text voraus, auch wenn es mit dem Schreiben(-Üben) von Beginn an verbunden ist. Der literarische Text (in der *anderen* Sprache)

1 Ich danke Natasha Gordinsky, die mich in unserem gemeinsamen Seminar an der Universität Potsdam auf Dvora Baron aufmerksam gemacht hat.

schließt den Prozess der existenziellen, mit dem Sprachwechsel verbundenen Selbst-Übersetzung gewissermaßen ab. Der Text markiert das Ankommen in der *anderen* Sprache, die zur eigenen wird (und deshalb nicht ein „Ankommen in der Fremde“ – wie die deutsche Übersetzung des Titels es suggeriert: Hoffman 1995). Die neue Sprache macht das eigene Leben (wieder) erzählbar und in diesem Sinne: übersetzt.

## 2. Lost and found in translation

Wenn Eva Hoffman in ihrer Autobiographie von (Selbst-)Übersetzung spricht, dann ist damit keine Translationstätigkeit im engeren, professionellen Sinne des Wortes gemeint: Hoffman war 13, als sie 1959 Polen verließ, d.h. sie war zu jung, um in der polnischen Sprache literarisch zu debütieren. *Lost in Translation* ist 30 Jahre nach ihrer Emigration nach Amerika erschienen. Das Buch ist keine literarische Selbstübersetzung, handelt aber vom Prozess der Selbst-Übersetzung, die das Buch erst möglich gemacht hat.

Hoffmans preisgekrönte, breit kommentierte und in viele Sprachen übersetzte Autobiographie ist auf den ersten Blick eine traditionelle Erzählung über die Emigration von der alten in die neue Welt. Das Buch besteht aus drei Teilen: *Paradise*, *Exile* und *The New World*, die an klassische Topoi amerikanischer Immigrantentexte anknüpfen: Die lange Schifffahrt – das *Übersetzen* – schneidet das Leben in ein Vorher und ein Nachher. Das (verlorene) Paradies – im Falle Hoffmans ihre Krakauer Kindheit – erscheint nostalgisch verklärt, aufbewahrt in einer schützenden Hülle der Kindheitserinnerungen. Das Exil wiederum erscheint als Drama der Sprachlosigkeit und radikalen Entwurzelung, zugleich der Pubertät, des Loslassens von den Eltern, des mühsamen Spracherwerbs und schmerzhafter, da mit Ohnmacht, Demütigung und Selbstentfremdung einhergehenden Sozialisation als Immigrantin in Kanada und später in den USA. Das Exil ist die Krise schlechthin, ein lebensgefährlicher Tief- und Wendepunkt, der aber auch Potenzial eines Umschwungs, eines Neubeginns in sich birgt. Und zum Schluss (Teil 3) kommt die Häutung und ein berauschendes Eintauchen in die neue Welt, in die neue Sprache – eine zweite Geburt, eine Auferstehung (in nicht metaphysischem Sinne) nach dem ‚Tod‘ des Exils, ein Happyend. Es ist durchaus eine Erfolgsstory, die Hoffman erzählt, eine Geschichte vom langen Leidensweg und vom großen Glück, das sich einstellt nach dem Sich-Herausschälen aus der Sprachlosigkeit, durch

Fleiß, Selbstdisziplin und obsessives Sprachbegehren. Nach den Elendsjahren eines mäusearmen, musikalisch begabten, schüchternen und zugleich stolzen polnisch-jüdischen Mädchens in Vancouver, kommt ein Studium an der Rice University in den bewegten 1960ern, dann eine Promotion an der Harvard University und ein Leben als New Yorker Intellektuelle, Akademikerin, Literaturkritikerin in der Redaktion von *New York Times* – und schließlich als freie Autorin. Was diese amerikanische Immigranten-Erfolgsstory einzigartig macht, ist die Art und Weise, wie Hoffman sie erzählt – im vollen Bewusstsein dessen, an welchem Genre sie partizipiert und wie sie jenes Genre transformiert, ohne es zu verraten.

Im Mittelpunkt von Hoffmans autobiographischer Erzählung stehen Sprache und Musik, das ‚innere Ohr‘ (für beides notwendig) und der Klang (*sound*), von dem letzten Endes alles abhängt: der Erfolg, die Meisterschaft, in der Musik wie in der Sprache. Die Protagonistin wird sich letzten Endes für das Wort, die Literatur, und gegen die Musik, gegen eine Karriere als Pianistin, entscheiden, Musik bleibt aber eine ständige Referenz für die Sprache, für das Ringen mit und um die Worte, für die Mühe des Übens, das Leid der gekünstelten Unvollkommenheit, das allmähliche Beherrschen der Artikulationsorgane als Instrument des Klangs, bis die Sprache endlich den Körper und die Seele einnimmt und in den Adern fließt wie die Musik. Die Vertreibung aus dem Paradies ist die Vertreibung aus der Sprache der Kindheit, für die die Spaltung von Wort und Ding noch nicht gilt. Das Leben in der Emigration beginnt für Hoffman mit einer schonungslosen Lektion in strukturaler Linguistik, auch wenn die Begrifflichkeit des Strukturalismus erst viel später im Studium erlernt wird. Die Einheit von Sprache und Welt, Sprache und Ich, zerbricht; die Ent eignung der Kindheitssprache wird zum Trauma. Bei der Einschulung in Vancouver wird aus Ewa Wydra (so der polnische Geburtsname) eine Eva Wydra (in der amerikanischen Aussprache). Ein Abgrund tut sich auf, "into which the infinite hobgoblin of abstraction enters. Our Polish names didn't refer to us; they were as surely us as our eyes or hands. These new appellations, which we ourselves can't yet pronounce, are not us" (Hoffman 1998: 105).<sup>2</sup>

---

2 Bei allen weiteren Zitaten aus Hoffmans Buch gebe ich wegen der Lesbarkeit nur die Seitenzahl(en) im Text an.

Das Bezeichnete trennt sich vom Bezeichnenden ab:

‘River’ in Polish was a vital sound, energized with the essence of riverhood, of my rivers, of my being immersed in rivers. ‘River’ in English is cold – a word without any aura. [...] I am becoming a living avatar of structuralist wisdom; I cannot help knowing that words are just themselves. But it’s a terrible knowledge, without any of the consolations that wisdom usually brings.

(106–107)

Das Drama des Sprachverlusts, wenn Worte und Erfahrungen nicht mehr zusammenpassen und der spontane Fluss der inneren Sprache stockt, wird in Hoffmans Buch ausdrucksstark geschildert: “I’m not filled with language anymore” (108); “I can’t throw a bridge between the present and the past” (117); “I am enraged at the false persona I’m being stuffed into” (119); “My throat tightens. Paralysis threatens. Speechlessness used to be one of the common symptoms of classic hysteria. I feel as though in me, hysteria is brought on tongue-tied speechlessness” (219).

Die linguistische Enteignung produziert Ohnmacht und Wut, bedroht die psychische Gesundheit, verunsichert das Gefühl der Existenz und produziert ein soziales Stigma. Es ist kaum vorstellbar, die Beschreibungen der existenziellen Destabilisierung durch Sprachverlust, der physischen und psychischen Qualen des in jeder Hinsicht transformativen Sprachwechsels, die wir in Hoffmans Buch vorfinden, an Ausdruckskraft zu überbieten – zumindest im nicht-fiktionalen, selbstanalytischen Modus einer Autobiographie. Bildhafter kann nur noch das Groteske wirken, wie z.B. in Yoko Tawadas Erzählung *Zungen-tanz*, die den Sprachwechsel in surrealen Bildern verhandelt: Hier schwillt die Zunge an, versperrt den Atemweg, ist nicht zu bändigen, verselbständigt sich zu einem eigenständigen Körper und bereitet schließlich auch sexuelle Befriedigung bei einer Erektion, bei der flüssige Buchstaben aus dem Glied herauspritzen (vgl. Tawada 2018).

Hofmanns Buch, das eine bildhafte Darstellung somatischer und psychischer Empfindungen mit einem intellektuellen selbstreflexiven Diskurs verbindet, überschreitet nicht die Grenze zur Groteske, auch wenn es Erfahrungen eines grotesken Ich-Zustands zum Thema hat. Aber nicht nur das Trauma des Verlusts und der Spaltung ist das Thema des Buchs, sondern auch die Heilung, die Wiederherstellung einer psychosomatischen Ganzheit, man könnte

sagen: Identität – durch das Sich-Selbst-Übersetzen. Wohlgermerkt, unter ‚Identität‘ versteht Hoffman das, was das Wort primär bezeichnet, nämlich: ‚mit sich selbst identisch zu sein‘ als Voraussetzung psychischer Gesundheit. Dies steht auf dem Spiel bei der transformativen Migrationserfahrung; Fragen sozialer oder kultureller Zugehörigkeiten sind damit unzertrennlich verbunden, jedoch sekundär. “I have to translate myself” (211) – lautet Hoffmans Formel für die Identitäts(wieder)herstellung in der Migrationserfahrung, die jedoch nicht mit einer gänzlich absorbierenden Assimilation gleichzusetzen ist. Wie bei einer nicht ‚verschlingenden‘ Übersetzung soll eine Differenz spürbar bleiben. “I’ve become obsessed with words. I gather them, put them away like a squirrel saving nuts for winter, swallow them and hunger for more. If I take in enough, then maybe I can incorporate the language, make it part of my psyche and my body” (216).

Irgendwann ist es soweit und die ‚Mutation‘ findet statt, “once language starts speaking itself to me from my cells” (243). “I am back within the music of the language [...]. Words become, as they were in childhood, beautiful things” (186).

Selbstübersetzung (self-translation) steht in Hoffmans Autobiographie für die Bewältigung der Migrationserfahrung, der Entwurzelung, des Hinauskatapultiertseins aus Raum und Zeit durch den Verlust der Sprache und all dessen, was an die Sprache gebunden ist. Selbstübersetzung ist mehr als nur eine Metapher für die transformative Kraft des durchlebten Sprachwechsels. ‚Sich-selbst-übersetzen‘ erscheint vielmehr als – um mit Michel Foucault zu sprechen – eine Selbst-Praktik, und zwar eine radikale, die nicht Jahre, sondern Jahrzehnte in Anspruch nimmt, eine, die Psyche und Körper gleichermaßen tangiert, umformt, abwandelt und schließlich – verwandelt. Hoffmans ‚Sich-selbst-übersetzen‘ ist zugleich ein ‚Sich-selbst-schreiben‘ – ebenfalls im Sinne der Foucault’schen „Sorge um sich“ durch Schreibpraktiken (Foucault 1989). Beides – Selbstübersetzung und autobiographisches Schreiben – ist untrennbar miteinander verbunden: Der Prozess der Selbstübersetzung beginnt mit dem Führen eines Tagebuchs in den ersten Jahren der Immigration. Das Geschenk eines leeren Notizheftes stellt die junge Protagonistin vor das Dilemma, in welcher Sprache sie das Tagebuch führen soll. Sie entscheidet sich zögerlich für das Englische, die Sprache der Schularbeiten, denn das Polnische ist inzwischen zu einer Sprache der unübersetzbaren Vergangenheit geworden. Auch wenn ihr Adoleszenztagebuch – wie Hoffman es kommen-

tiert – aufgrund des unbeholfenen Ausdrucks zu den unpersönlichsten Tagebüchern gehören wird, die je von einem heranwachsenden Mädchen geführt wurden, schafft das diaristische Schreiben den Sprung: “This language is beginning to invent another me” (121).

Dreißig Jahre später markiert die Autobiographie *Lost in Translation* das Ende des Selbstverwandlungsprozesses – mit einer Psychotherapie im Hintergrund als einer “second-language cure” (271). Die Autobiographie ist zugleich ein Projekt des „Rückübersetzens“ (“translating backward”, ebd.): Es geht darum, die eigene Geschichte wiederzuerzählen, “back to the beginning, and from the beginning onward” (272) – in *einer* Sprache, der eigenen zweiten, die die verschiedenen Stimmen (“voices within me”, ebd.) miteinander versöhnen kann.

Beeindruckend in ihrem konsequenten, beinahe obsessiven Denken der Migrationserfahrung durch das Prisma der Sprache, eröffnet die Autobiographie Hoffmans einen Raum für die Reflexion der Relativität kultureller Vorstellungen und Zugehörigkeiten, ohne jemals das Gewicht des Realen in den kontingenten Koordinaten des eigenen Lebens aus den Augen zu verlieren. Wenn Hoffmans Buch gerne als postmodern gefeiert bzw. kritisiert wurde (vgl. u. a. Levine 2003), dann gewiss nicht wegen einer spielerischen Art, mit der Kontingenz umzugehen, die wir oft mit der Postmoderne verbinden. Ganz im Gegenteil: Das Reale des Kontingenten ist bei Hoffman von erdrückender Macht, und es kostet eine große Anstrengung, das Kontingente zum Eigenen zu machen: “This is not a place where I happen to be, this happens to be the place where I am; this is the only place” (171).

Bei großer Bewunderung für Vladimir Nabokovs Autobiographie, für seine aristokratische Freiheit als eine triumphierende Antwort auf die Exilsituation, unverdorben durch Zorn, Minderwertigkeitsgefühl oder Ehrgeiz, bleibt dieser Habitus für Hoffman in unerreichbarer Ferne. Über sich selbst schreibt sie: “How trite and tedious, in contrast, to see oneself as a creature formed by historical events and defined by sociological categories. I am a Jew, an immigrant, half-Pole, half-American... I suffer from certain syndromes because I was fed on stories of the war” (198).

Es hat jedoch epistemische Vorteile, auf das Exil nicht aus einer olympischen Höhe zu blicken. Hoffmans Buch zeigt, in welchem Maße Migranten Spezialisten für feine Unterschiede sind – als Laien-Experten im analytischen Betrachten von Sprache und Kultur. Migranten erwerben durch Erfahrungen am eigenen Leib ein Wissen, das die Strukturalisten (die Poststrukturalisten

sind mit gemeint) durch abstrakte Analyse gewinnen: ein Wissen über die Sprachzentriertheit des Ich, über die Kluft zwischen Sprache und Welt, über die Relativität der Kulturen, die uns formen und formieren, d. h. tief in die Zellen unseres Körpers hineinreichen. Migranten teilen – durch Erfahrungen des Leibes – mit den Strukturalisten die semiotische Detailbesessenheit, das Interesse für die Differenz, für Zeichenhaftes und Gemachtes. Was sie von den kühlen Strukturanalytikern unterscheidet, ist der Wunsch, dieses Wissen im Leben vergessen zu können, und die Sehnsucht, eine Sprache zu haben, die uns wie die Sprache der Kindheit unbemerkt durchströmt.

Heute ist jenes strukturalistische Wissen nicht nur ein Grundwissen der Literatur- und Kulturwissenschaft, sondern auch ein breites Erfahrungswissen mobiler Menschheit. Der Krise der Migration setzt Hoffman die Möglichkeit der Selbstübersetzung entgegen. Dabei seziert sie die schmerzhaften Selbst-Operationen des Sich-Selbst-Übersetzens in einer Art und Weise, die ihr Buch als Pflichtlektüre für diejenigen erscheinen lässt, die etwas tiefer in die Abgründe der heute oft als selbstverständlich gefeierten ‚Transkulturalität‘ schauen wollen. Es ist ein langer Weg, bis endlich der Satz kommen kann (und es ist der letzte Satz des Buchs): „The language [...] is sufficient. I am here now“ (280).

Eine Selbst-Übersetzung ist, wie jede Übersetzung, zwar nicht ohne Verluste, aber doch möglich. Wie schmerzhaft der Verlust des Lebens in der ersten Sprache auch ist, so berauschend kann ein erfülltes Leben in der neuen Sprache sein. Warum betont Hoffmans Buchtitel so stark den Verlust: *lost in translation*? Es scheint, als ließe sich der Titel nicht ausschließlich darauf zurückzuführen, was die Autorin mit dem Wort *tesknota* (Nostalgie/Melancholie), das sie unübersetzt im polnischen Original verwendet, bezeichnet, wenn sie über ihre Kindheit und Jugend spricht. Der Verlust der Muttersprache und des Lebens in jener Sprache bekommt in Hoffmans Buch noch eine tiefere Dimension, wenn man berücksichtigt, dass die erste Sprache der Autorin nicht die erste Sprache ihrer Mutter war. Das Polnische war die zweite Sprache der bilingualen Eltern, die – wie fast alle Holocaustüberlebenden im Nachkriegspolen – mit den Kindern ausschließlich Polnisch sprachen. Das Jiddische blieb ein halbverständliches, heimliches ‚Getuschel‘ der Eltern untereinander. Hoffman streift dieses Thema nur einmal in einer kurzen Passage, spricht jedoch in ihrem Buch konsequent von der ersten Sprache (*first language*), von der Sprache der Kindheit, und nicht von einer nativen Sprache.

Es ist eine subtile Markierung eines Verlustes, der in ihrer Autobiographie *Lost in Translation* nicht weiter explizit verhandelt wird. Das Jüdische wird erst in ihren späteren Büchern eine zentrale Rolle spielen.

„Ich habe nur eine [Sprache], und das ist nicht meine“ – Jacques Derridas autobiographisch-philosophische Bekenntnis als Franco-Maghrebiner aus seinem Essay „Die Sprache des Anderen oder die Prothese des Ursprungs“ (Derrida 1997: 15) öffnet den Blick nicht nur auf diasporische Sprachkonstellationen, sondern sensibilisiert auch für die ‚Bodenlosigkeit‘ des sprachlichen Ursprungs in der Heterogenität jeder einzelnen Sprache und ihrer Idiome. Dies korrespondiert mit Hoffmans Rede von der ersten Sprache – gegen den Nativismus. Und die Sprache der Mutter? Es ist bezeichnend, dass Sigrid Weigel in ihrer Diskussion der Nachträglichkeit der Selbstübersetzung zwar kurz auf Derrida eingeht, einige Passagen weiter jedoch („aller Gender-Kritik am Begriff der *Muttersprache* zum Trotz“, Weigel 2021: 295) ausführlich auf die Bedeutung der Sprache der leiblichen Mutter (Stimme, Atmung, Prosodie) für das sprachliche Unbewusste eingeht – mit Rückgriffen auf neurobiologische Erkenntnisse und literarische Befunde. Wäre also *teşknota* in Hoffmans Autobiographie doch mehr melancholisch als nostalgisch zu verstehen?

### 3. Von Exilanten und Nomaden

Hoffmans autobiographisches Buch, das im Jahr des Zusammenbruchs der bipolaren Weltordnung erschienen ist, der eine beschleunigte Globalisierung, Mobilität und Massenmigrationen mit sich brachte, markiert selbst einen Wendepunkt im migrantischen Schreiben. Wenn wir der These folgen, dass das Paradigma des Exils mit dem Ende des Kalten Kriegs durch das Paradigma der Migration ersetzt wurde (zumindest aus europäischer Perspektive, aber auch darüber hinaus), dann wirkt das Thema von Hoffmans Buch beinahe anachronistisch, wenn auch nicht die Art und Weise, in der sie das Thema behandelt. In ihrem späteren Essay *Out of Exile: Some Thoughts on Exile as a Dynamic Condition* reflektiert die Autorin über die Wende in doppelter Weise. Zum einen argumentiert sie, dass das Exil zwar ein starker Identitätsmarker ist, jedoch keine unveränderliche und notwendigerweise lebenslange Situation darstellt. Vielmehr handelt es sich um einen extrem transformativen Prozess, und schon deshalb birgt die Exilsituation die Gefahr, in ihr zu verharren und zugleich zu ‚entgleisen‘ – z.B. in der übertriebenen Kultivierung

der Distanz (als Separatismus oder Manierismus der Kulturkritik). Der Essay lässt sich auch als ein direkter Kommentar zu Hoffmans Autobiographie lesen, zumal er die Formel der Selbstübersetzung wieder aufgreift. Die (erfolgreiche) Selbstübersetzung bedeutet folglich auch das Ende der Exilsituation: "After a while, it becomes absurd to think that one is in 'exile'" (Hoffman 2013: 57). So gesehen stellt Hoffmans Autobiographie auch einen (persönlichen) Abschied vom Exil dar. Mit dem Erscheinungsjahr der Autobiographie schreibt sich dieser Abschied auch in die kulturelle Wende ein, die das Migrantische nicht mehr zwangsläufig als Dramas des Exils denkt. In ihrem Essay unterstreicht Hoffman Momente migrantischer Zugehörigkeit, die auch die neue ‚transkulturelle‘ Literatur prägen: die Bedeutung des Ortes (*place*) und der Ortsgebundenheit als Gegenpart zur nationalen Zugehörigkeit oder die Bedeutung des Ankommens, das noch schwieriger zu fassen ist (und deshalb literarisch produktiv) als das Drama des Abschieds.

Zum anderen thematisiert Hoffman in ihrem Essay die kulturelle Wende direkt: "various kinds of nomadism are becoming the norm rather than exception" (ebd.: 59). Extreme Mobilität, globalisierte Kultur, digitale Technologien lassen solche Konzepte wie Nativität, Heimat oder Fremdheit veralten. Hoffman skizziert eine "mobile personality" (mobile Persönlichkeit) nach der Ära des Kalten Kriegs und fragt, wie diese Veränderungen die literarische Imagination der jüngeren Migrant:innen als freiwilligen Nomad:innen beeinflussen werden. Eine Dekade nach dem Erscheinen des Essays ist jedoch eine Annahme Hoffmans durch den russischen Krieg in der Ukraine ungültig geworden: "the era of European exile is over" (ebd.).

## Literatur

- Derrida, Jacques (1997): „Die Sprache des Anderen oder die Prothese des Ursprungs“, in: Haverkamp, Anselm (Hg.): *Die Sprache der Anderen. Übersetzungspolitik zwischen den Kulturen*. Frankfurt a. M.: Fischer, 15–41.
- Foucault, Michel (1989): *Die Sorge um sich (Sexualität und Wahrheit 3)*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hoffman, Eva (1995): *Ankommen in der Fremde. Lost in Translation*. Aus dem Amerikanischen von Gesine Stempel und Helmut Frielinghaus. Frankfurt a. M.: Fischer.

- Hoffman, Eva (1998): *Lost in Translation. A Life in a New Language* [1989]. London: Vintage Books.
- Hoffman, Eva (2013): "Out of Exile: Some Thoughts on Exile as a Dynamic Condition", in: *European Judaism. A Journal for the New Europe* 46/2, 55–60.
- Levine, Madeline (2003): "Eva Hoffman: Forging a Postmodern Identity", in: Stephan, Halina (Hg.): *Living in Translation. Polish Writers in America*. Amsterdam / New York: Rodopi, 215–233.
- Tawada, Yoko (2018): „Zungentanz“, in: dies.: *Überseetzungen*. Tübingen: Konkursbuch, 11–16.
- Weigel, Sigrid (2021): „Selbstübersetzung. Zwischen Kleiner Literatur, Extraterritorialität und 'Bilingualism'“, in: *KulturPoetik. Zeitschrift für kulturgeschichtliche Literaturwissenschaft* 21, 283–299.
- Wiegand, Beruriah (2020): "The Yiddish Bashevis and His American Construct I. B. Singer. Questions of Language, Translation, and Betrayal", in: Terpitz, Olaf (Hg.): *Yiddish and the Field of Translation. Agents, Strategies, Concepts and Discourses across Time and Space*. Wien / Köln / Weimar: Böhlau, 15–31.
- Willer, Stefan / Keller, Andreas (Hgg.) (2020): *Selbstübersetzung als Wissenstransfer*. Berlin: Kulturverlag Kadmos.